



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kitschi-Gami.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kitschi-Gami.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer von J. G. Kohl, 2. Bd. Bremen, Schünemann.

Der Verfasser hielt sich während des Sommers 1855 eine Zeitlang am Ufer des Obern Sees auf, dem die Indianer jenen Namen geben. Dort sammelte er aus dem Munde der Eingebornen die Geschichten, Sagen und Gebräuche ihres Stammes, die er hier zu einem höchst anziehenden und mannigfaltigen Gemälde ausgearbeitet hat. Als Probe theilen wir auszugsweise eine der Sagen mit.

Der indianische Menaboshu ist nicht bloß der Schöpfer oder Wiedererzeuger dieser Erde, der sich, wie wol die Welterschöpfer in andern Mythenkreisen, nachdem er sein Werk vollendet hat, in den Himmel zurückzieht. Er bleibt vielmehr selbst auf dieser Erde, auf der er wie ein Indianer und auch unter den Indianern selber fortlebt und allerlei Abenteuer besteht. Die Ojibbewas verflechten in seine Sage alle Ereignisse, Zustände und Phasen ihres eigenen Lebens, freilich auf eine sehr phantastische und groteske Weise. In den Leiden, Nöthen und Anfechtungen, die sie ihren Menaboshu bestehen lassen, erkennt man die Leiden, Nöthe und Anfechtungen, die ein indianischer Jäger Jahr aus Jahr ein auf seinem Lebenswege selbst zu ertragen hat. In dem Muth, den Menaboshu entfaltet, in den Listen und Kniffen, mit denen er sich hilft, gewahrt man ein treues Bild des Muthes und der List, welcher ein Indianer fähig ist. Die Zaubermittel, die jener anwendet, sind die Zaubermittel, an die der Indianer glaubt und die Ungeheime und bösen Geister, von denen der mythische Held bedrückt und bedrängt wird, sind auch dieselben, die der abergläubische Indianer als seine eigenen Feinde im Wald, Wasser und Felsenversteck zu erblicken vermeint.

„Du hast mir gestern erzählt, wie Menaboshu sich wieder eine neue Welt gestaltete, nachdem die bösen Schlangen die alte Natur zerstört und ersäuft hatten. Aber sage mir, wo blieben den mittlerweile diese Schlangen. Hörten sie auf, den Menaboshu in seiner neuen Welt zu necken? Waren sie todt oder verschwunden?“ so hub ich am andern Tage zu La Fleures alter Mutter an, als ich wieder gemüthlich meine Pfeife rauchend, auf ihrer Matte neben ihr und bei ihrem Feuer Platz genommen hatte. Ich traf sie eben bei einer zum Erzählen sehr passenden Beschäftigung. Sie flocht Schnüre aus dem Bast des sogenannten „Bois Blanc“. Sie hatte eine Menge dünner Zweiglein von diesem Holze in einem Wasserkübel vor sich liegen, zupfte sie einem nach dem andern her-

vor, spaltete sie vorsichtig der Länge nach, schnitt äußerst behutsam den zähen Bast heraus und drehte dann solche Schnüre, wie die Indianer sie in ihren Haushaltungen bei mancherlei Gelegenheiten, wo wir unsern hänsenen Bindfaden gebrauchen, bei ihren Netzen, bei ihrem Häuserbau, beim Schiffsbau, bei Verfertigung ihrer Säcke und Körbe, zum Zusammenschnüren von Waarenbündeln u. s. w. verwenden. Es ist eine geräuschlose Arbeit und sie läßt sich von Erzählung fast noch bequemer begleiten als unser Spinnrad. —

„Todt und verschwunden, hub meine Alte an, waren jene Schlangen keinesweges. Sie lauerten noch immer in ihren Verstecken auf dem Grunde des Wassers. Als sie die neugeschaffenen Inseln, die schönen frischen Wälder, Flüsse und Prärien, Felsen und Berge gewahrten, da wurden sie selbst alsbald zweifelhaft darüber, ob es ihnen wirklich gelungen sei, den Menaboshu zu vernichten. Sie sprachen zu sich: Sollte dieser Unleidliche nicht doch am Ende noch leben? Sollten diese geschmückten Festlandinseln nicht etwa wieder sein Werk sein? Vielleicht wandelt und jagt er auf ihnen umher, zu unserem Verdrusse sich seines Lebens freuend, wie ehemals, während von unseren Leuten noch so viele an den Wunden, die ihnen seine Bosheit und seine Pfeile zufügten, darniederliegen und vergebens nach Heilung seufzen und auch des sicheren Trostes entbehren, daß Rache für sie genommen wurde. Die Pfeile, mit denen Menaboshu nämlich damals die Schlangen erlegt und verwundet hatte, so bemerkte nun meine Alte dazwischen, waren keineswegs gewöhnliche Pfeile. Es waren Zauberpfeile, und die Wunden von solchen Pfeilen heilen nicht so schnell. — Und ich meinerseits mag hier die weitere Bemerkung einschieben, daß man überhaupt bei den Indianern die Wahrheit am sichersten trifft, wenn man alle Dinge in der Natur für Zauberproducte oder für mit Wundereigenschaften begabte Dinge ansieht.

Die Schlangen hielten über diesen Punkt einen großen Rath, zu dem auch die Häuptlinge und Könige der Schildkröten gezogen wurden. Denn die Schildkröten stehen mit den Schlangen im Bunde und sind besonders schlau. Nach einer langen Berathschlagung riethen sie endlich, man sollte aus „Bois Blanc“ solche Stricke machen, wie ich sie hier mache, und ein Netz davon quer über die Erde ziehen. Das Ende des Netzes und Stricks wolle sich eine der Schildkröten ans Bein binden. Der unruhige Menaboshu könne ja nun einmal, wenn er überhaupt noch lebe, nicht rasten, und wenn er auf die Jagd ginge, so würde er jedenfalls einmal mit dem Fuße an einen dieser Stricke stoßen. Die wachthabende Schildkröte würde es alsbald an ihrem Beine spüren und wolle dann sogleich zu den Schlangen laufen und ihnen Nachricht bringen. Dieser Rath gefiel den Schlangen sehr wohl. Sie machten sich daher allesammt mit den Schildkröten daran, so viele Baststricke aus Bois Blanc zu flechten, als dazu nöthig waren, um die ganze Welt darin

einzuspinnen. Sie gaben den Schildkröten ein Gesang- und Zauberfest und dabei wurden die Stricke so fein gesponnen wie Spinnengewebe, damit sie dem Menaboshu unsichtbar blieben und er keinen Verdacht schöpfe.

Um ganz fertig zu werden, bedurften sie aber noch etwas Bois Blanc und eine der Schlangen, in Gestalt eines alten Weibes, ging aus, es im Walde zu suchen. Menaboshu, der eben auf der Jagd war, begegnete diesem alten Weibe, die laut jammerte und weinte. Er näherte sich ihr und fragte sie: Warum weinst Du? — Ach meine Söhne liegen schwer an Wunden darnieder. Sie sterben. Weißt Du nicht ein Heilmittel? Vielleicht bemüht Du Dich selbst zu meiner Hütte hinunter, sie zu curiren! — Wer hat denn Deine Knaben in diesen bedauernswürdigen Zustand gebracht? — Ach ihr Erzfeind, der Menaboshu ist es, der sie plagt! Meine Söhne haben aus Versehen einen kleinen Wolf getödtet, in den er verliebt war. Und darüber hat er einen Lärm und Hader angefangen, daß beinahe die ganze Welt darüber zu Grunde gegangen wäre. Aber der Gottlose! Diesmal soll er uns auch nicht entinnen. Wir haben unsere Vorkehrungen vortrefflich gemacht. Und haben die ganze Erde mit einem Zauberneze umspannt. Vielleicht fängt er sich darin und bleibt dann hängen. Oder wenn das nicht, so können wir doch nun jedesmal, wenn er mit dem Fuße darin zappelt, wissen, wo er sich eben befindet. Die Schildkröten, die sich das Ende des Gewebes ans Bein gebunden haben, fühlen das allemal genau heraus. Um unser Netz ganz zu vollenden, brauchen wir nur noch einige Ladungen von Bois Blanc und ich bin ausgegangen, es zu suchen. — Und wenn ihr ihn erst habt, was wollt ihr dann mit ihm anfangen? — Ach siehst Du, der Menaboshu, der gar nicht weiß was gut ist, kann das Wasser nicht leiden, das beste der Elemente. Wir haben die Fülle davon und haben ihn schon mal zu vertilgen gesucht. Aber wir waren ein wenig fahrlässig und er schlüpfte noch mit dem Leben davon. Aber diesmal, wenn wir ihn wieder haben, dann wollen wir ihm das Wasser bis zur Sonne steigen lassen, und wollen ihn derart unter die Traufe bringen, daß ihm kein Loon und keine Raze wieder aus der Klemme helfen soll.

Das ist recht! Ja bedient ihn nur ordentlich. Aber um auf Deine armen Söhne zurückzukommen; wo sind sie denn verwundet?

Ach Gott, es ist jämmerlich anzuschauen. Der älteste hier am Halse, der zweitälteste hier an der Seite. Und dem dritten und jüngsten steckt der Pfeil hier im Kniegelenk.

So so, wie behandelst Du sie denn aber?

Ach ich schlage die Trommel und singe ein Zauberlied dazu.

Oh das ist ganz recht! Aber wie heißt denn das Lied? Laß es uns doch einmal zusammen singen.

Bisher hatte die alte Schlange den Menaboshu noch immer nicht er-

kannt, weil seine Medicin stärker war, als die ihrige. *) Er verblendete sie und so konnte sie ihn nicht sehen. Sie hielt ihn für einen gewöhnlichen Menschen. Als sie aber ihren Zaubergefang anfang und Menaboschu gleich so geschickt und kundig mit einstimmt, da wandelte sie eine Ahnung an und sie schöpfte Verdacht. Und vom plötzlichen Schrecken ergriffen, schrie sie: „Wehe! Du bist doch nicht etwa der Menaboschu?“ „Ja, das ist ganz recht!“ erwiderte er, „ich bin Menaboschu!“ nahm sein Messer, schlug die Alte tod und zog ihr auf der Stelle die Haut ab. Diese Haut trocknete er am Feuer und zog sie dann über, legte sich ihre alten Runzeln über Stirn und Wangen; stülpte auch ihren struppigen Skalp oder ihre Perücke über sein Haupt, machte einen gekrümmten Rücken, wie sie es gethan hatte, nahm ihren Krückenstab in seine Hand, fing an zu husten und zu keuchen wie sie, schrie und jammerte auch ebenso wie sie über ihre verwundeten Söhne und schimpfte über den verwünschten Menaboschu. Und in dieser Vermummung ging er zum Hause der Schlangen. Als sie dort die Alte husteln und jammern hörten, schrien die verwundeten Söhne alle drei schon von weitem: Ach da kommt unsere gute, weinende Mutter! — Nun kommt her Kinder, ich habe auch wieder frische Kräuter mitgebracht, Eure Wunden zu behandeln. — Aber Du bist gewiß hungrig, gute Mutter. Willst Du nicht erst etwas essen? Da liegt noch eine Pfote von dem kleinen abscheulichen Wolfe von Menaboschu. Wir haben es noch nicht alle aufgegessen und Dir etwas Gutes übrig gelassen. — Menaboschu wurde bei diesem Anerbieten und bei dem Anblick des zarten Pfötchen seines Lieblings ganz wüthend und faßte sich kaum. Er knirschte mit den Zähnen und murmelte: „Nein Kinder, erst muß ich Eure Wunden behandeln.“ Nun hielt sich Menaboschu nicht mehr. Er fiel über sie her. Und da er aus der obigen Unterredung mit der Alten genau wußte, wo die Pfeile steckten, so griff er behende zu, und drückte sie, statt sie herauszuziehen, ihnen ganz in den Leib und ins Herz und machte ihnen das Garaus. Da entstand dann plötzlich ein großer Aufruhr im ganzen Lager der Schlangen, und alle wußten nun, wer als Schlangemutter zu ihnen gekommen war. Menaboschu, indem er Abschied nahm, riß sich die Haut der Alten ab, warf sie seinen Feinden zu, und rief: So werde ich Euch alle behandeln. Und damit machte er sich aus dem Staube. **)

In dem Lager der Schlangen und Schildkröten aber entstand ein all-

*) „Seine Medicin ist stärker“ (Sa medicine est plus forte) sagen die Indianer von einem Zauberer, oder auch von einem Helden, dessen Zaubermittel, Kraft, Genius und Talente bedeutender sind, als die eines andern, und der einen andern hinters Licht zu führen versteht.

**) Vermummungen, Lagerbeschleichungen und derartige geheime Ueberrumpelungen zum Niederstoßen von Feinden, kommen oft in den Kriegsgeschichten der Indianer vor.

gemeines Wehklagen und Geheul. Wehe! Wehe! schrien sie, Menaboshu, der Erzhelm, hat die Schlangemutter getödtet und auch die drei Königsöhne der Schlangen! Und alle Wasserthiere heulten mit ihnen, die Frösche und die Dachsenfrösche, die Unken und Kröten, die Ottern und die „Peccans“ und was sonst noch alles im Wasser lebt, und etwas mehr Geschrei machen kann, als die Fische.

„Menaboshu! Dir wird es schlecht gehn! sagten die Leute, die dies hörten, und die ihm auf seinem Rückzuge begegneten. Eile, Dich zu retten und Sorge für nächsten Winter, denn da wird es hart über Dich hergehen.“ Jeder, der den armen Menaboshu sah, wiederholte ihm dies, und da sie ihn zugleich alle wieder verließen und flohen und ihm niemand half, so wurde ihm am Ende selbst etwas bange. Er zog sich auf einen kleinen Hügel neben seinem Wigwam zurück. Und da fing er an, seine Zauberkünste zu treiben. Er schlug die Trommel, er ließ die Bohnencalabassen klappern, er murmelte seine Zaubergesänge stundenlang vor sich hin. Aber er konnte doch keine rechte Ruhe in seiner Seele finden. Es kam auch niemand zu ihm, um ihn zu fragen, gegen wen er sich zum Kampfe bereite, und um ihm nöthigenfalls Beistand anzubieten, wie es sonst wol zu geschehen pflegt, wenn ein indianischer Krieger Kriegs- und Rachelieder singt und dabei irgend einen Schlag auszuführen gedenkt.

Von dem racheglühenden Grame der Wasserthiere erschreckt, schienen alle seine Freunde ihn zu meiden und er blieb lange allein. Endlich aber spät in der Nacht gesellte sich doch ein kleiner Freund zu ihm. Es war der „Siffleur“, das Murmelthier von Canada. Dies Thierchen, obgleich es sonst feck ist, kann auch das Wasser nicht leiden, wie Menaboshu, und bereitet seine Höhlen immer im Trocknen, auf Anhöhen, und legt sie, indem es den Eingang abwärts macht, die Höhlenwohnung selbst aber aufwärts, so an, daß es immer im Trocknen bleibt, so arg es auch regnen mag.

Bist Du wässerscheu, Menaboshu? hob das kleine Murmelthier an. Soll ich Dir eine trockne Höhle machen?

Ah ja, mein bester Freund, thue das recht schnell! Mir geht noch immer eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich daran denke, wie ich damals im Wasser fror und duldete, als mich die Schlangen mit ihrer vermünschten Flut bis in den obersten Gipfel der höchsten Tanne der ganzen Welt jagten und mir doch kein Zipfel am ganzen Leibe trocken blieb. Arbeite, mein Freund, scharre, frage, grabe, aber geschwind! Ich werde schnell auf die Jagd gehen und Nahrung für uns beide heranschaffen.

Das kleine Murmelthier fing darauf sogleich seine Höhlenarbeit an, und Menaboshu ging auf die Jagd und schoß zehn Bären, zwanzig Caribous, dreißig Hirsche, funfzig Rehe und noch viele andere Thiere, häutete sie, zer-

schnitt das Fleisch in Streifen und bukairte es an der Sonne und über dem Feuer, zum Herbst- und Wintervorrath. Wenn er mitunter mit Beute beladen von seiner Jagd zu Hause kam, und den kleinen Siffleur fleißig beim Graben fand, so sprang er wol in das Loch und probirte es, ob es schon groß genug sei. „Frisch! mein Freund, frisch!“ schrie er ihm dann wol zu, „das Loch muß noch weiter werden.“

Schon singen einige dicke Regentropfen an zu fallen und Menaboshu schüttelte sich den Nacken widerwillig, da er sich noch der ersten Sündflut erinnerte, in der die Wässer ihn so geplagt hatten. Allein glücklicherweise war das Murrelthier eben mit seiner Arbeit fertig geworden. Menaboshu probirte noch einmal den Eingang und alle Räume des unterirdischen Gemachs und fand alles für beide groß und bequem genug. Sie packten nun schnell ihre Wintervorräthe hinein und verkrochen sich dann auch selbst hinter ihren Kisten und Kästen. Sie ließen sich wohlschmecken und schliefen die ganze Nacht auf den Thierfellen, mit denen sie ihre Gemächer tapezirt hatten, sehr gemüthlich, trotzdem, daß es vom Himmel wie mit Rollen goß. — Der Regen lief sammt und sonders an den Abhängen des Berges, in dem ihre Höhle ausgearbeitet war, ganz unschädlich ab, und kein Tröpfchen erreichte sie durch den aufwärtssteigenden Gang. Menaboshu trogte den machtlosen Fluten und sie vertrieben sich die Langeweile so gut sie konnten. Das Murrelthier machte drollige Purzelbäume und tanzte und Menaboshu sang und musicirte dazu. Die erboßten Wasserthiere hatten den größten Aergers darüber, und da sie fürchteten, daß der Regen ihnen diesmal so wenig helfen würde, wie das erste Mal, so stellten sie ihn bald ein, ließen darauf aber einen harten Winter eintreten, und führten nun so viel Hagel und Schneegestöber herbei, daß bald alle Stege und Wege verschneit waren. Der Schnee blieb auf dem Berg, und an den Abhängen und vor dem Loch liegen, und so dachten sie denn endlich, sie würden durch dieses Mittel den Menaboshu gänzlich bedecken, ersticken, aushungern und begraben können.

Aber das kleine Murrelthier machte jedesmal, so wie frischer Schnee fiel, den Eingang und die Luftlöcher wieder weiter und hielt fleißig alles vor der Wohnung frei und unbeengt, so daß sie immer frische Luft hatten und auch zuweilen ein Mal ins Freie hinaus konnten.

In der Mitte des Winters, einstmals an einem späten Abende, als die beiden Höhlenbewohner sich eben an einer schönen Rehfleischsuppe recht güthlich gethan hatten, pochte wieder jemand an ihre Pforte. „Halt“ sagte Menaboshu zu Siffleur, „was ist das? Das ist kein guter Besuch, mein Freund! wir müssen auf unserer Hut sein. Ich merke, das ist der Peccan.*) Der

*) Die Engländer nennen dies der Otter ähnliche Wasserthier: „the fisher“.

kommt ohne Zweifel von Seiten der Wasserthiere. Geschwind schieb die Knochen und Reste der Abendmahlzeit bei Seite. Und laß dir nichts merken, daß wir so gut gespeist haben. — In der That, die Wasserthiere waren neugierig gewesen zu erfahren, wie dem Menaboshu der harte Winter und die Schneemassen bekämen, und hatten ihren Freund, den „Peccan“ ausgesandt, um nachzusehen, in welchem Zustande er sich befände und ob er noch nicht seinem Ende nahe sei. Menaboshu ließ den Peccan herein, drückte ihm herzlich die Hand und, indem er eine ganz traurige Miene annahm, brach er in eine herzerbarmende Klage über die Härte der Zeiten, über die Hungersnoth, über die Rauhigkeit des Winters und all den Jammer, den er veranlasse, aus. „Dies, sagte er, indem er einen abgenagten Knochen hervorholte, dies ist unser letzter Knochen, den wir haben, und an dem nagen wir beiden schon seit drei Wochen.“ „Ja, bestätigte das kleine Murmelthier, wenn es nur nicht schon gar vier Wochen sind.“ „Oh! sagte Menaboshu, du solltest uns nur bei Tage sehen, lieber Peccan, wie mager wir sind. Klapperdürre! Wenn ich versuchen will zu gehen, so schlottern mir beide Knie!“ — „Ja, bestätigte das kleine Murmelthier, und mir noch schlimmer — alle vier!“

„Ihr armen Leute,“ sagte der Peccan achselzuckend. „Wie leid thut es mir, daß ich hier nicht helfen kann,“ machte sich aber dann schnell aus dem Staube, um den Schildkröten und Schlangen die frohe Botschaft mitzuthellen, daß Menaboshu und Siffleur jetzt auf dem letzten Loche pfeifen, und daß sie nach Verzehrung ihrer Moccasins Hungers sterben würden. „Es ist völlig aus mit ihnen,“ sagte er, „der Schnee hat seine Dienste gethan. Es braucht nun nicht mehr zu schneien, und nach vierzehn Tagen kann der Frühling beginnen. Er wird die Blumen auf Menaboshus Grabe blühen machen.“ Darüber war ein allgemeines Tanz- und Freudenfest bei den Schildkröten und Schlangen, und als der Frühling kam, quackten und grunzten und schrien und pfeifen alle Frösche und Ochsenfrösche, alle Unken und Kröten, alle Ottern und Peccans lauter und lustiger, als je zuvor. Wie verwunderten, wie entsetzten sie sich aber, als sie auf einmal an einem schönen sanften Frühlingsabende auch Menaboshus Trommel und Gesang wieder in ihr Concert einstimmen hörten, und ihn mit seinem kleinen Siffleur, recht rundlich, fett und munter nach glücklicher Ueberstehung des langen Winters, auf dem blumigen Gipfel seines Höhlenhügels sitzen sahen!. — „Der Menaboshu,“ riefen sie, „ist unüberwindlich! er ist unsterblich!“ und sie gaben ihren Krieg gegen ihn auf. Wenigstens für dieses Jahr.